

Einige christliche Widersprüche

In einer gedruckten Predigt eines liberalen Pfarrers las ich: «Wer nicht wider uns ist, ist für uns (Markus 9). Das ist für mich eines der ganz grossen, christlichen, evangelischen Worte; es nimmt dem Christentum, der Kirche, den Christen das Ausschliessliche, Sektiererische.»

Der logischen Form nach ist der Spruch ein unendliches Urteil: S ist nicht Non. P — rot ist nicht farblos; Christen sind nicht Nichtchristen. «Gewaltig» daran ist die vergewaltigende Überheblichkeit, welche die ganze vorchristliche und ausserchristliche Menschheit für sich in Anspruch nimmt. Der Verfasser erwähnt auch «unbewusste Christen», d. h. Kirchenmitglieder, die kein bewusstes Verhältnis zu ihrer «Heiligen Schrift» haben, aber in Volkszählungen ihre Kirche angeben.

Da der Spruch dem vorpaulinischen Markus entnommen ist, kann er möglicherweise auf den historischen Jesus verweisen; das ist weder zu beweisen, noch zu widerlegen. Nehmen wir an, er sei von Jesus gesprochen, dann handelt es sich aber sicher nicht darum, dass hier «Kirchenmauern eingerissen werden». Der historische Jesus in einer der Markusquellen dachte gar nicht an eine christliche Kirche; die gab es erst nach Paulus. In der Apostelgeschichte des nachpaulinischen Lukas, gab es die ersten Christen in Antiochien, bekehrt von Paulus. Durch seine Predigt und für seine Predigt ist Christus auferstanden. Die jüdischen Jesuaner in Jerusalem nahmen ihm seinen Auferstandenen nicht ab, weil sie nichts davon wussten. Diese Weigerung nennt Paulus «Verfolgung».

Der Jesus in Markus widerspricht dem Jesus in dem nachpaulinischen Lukas: «Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut» (Lukas 11).

Auch im andern nachpaulinischen Evangelium des Matthäus werden die angeblich eingerissenen Kirchenmauern aufgebaut: «Du bist Petrus. Auf diesem Felsen will ich meine Gemeinde bauen.»

Andere Widersprüche: Im Markus wird der Kernsatz der jüdischen Bibel ausgesprochen — «Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst.» — Jesus antwortet: «Du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Eines fehlt dir: Gehe hin und verkaufe alles was du hast und gib es den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.» Der «reiche Jüngling» lehnt diesen sinnlosen Befehl ab; sinnlos, weil er ja dann selbst zu den Armen gehören würde, die auf Almosen angewiesen sind.

An diese Weigerung knüpft Jesus dann die Verfluchung aller Reichen an: Sie kommen so wenig in den Himmel, als ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann (Markus 10).

Dem «Wehe den Reichen» widerspricht der Jesus im Matthäus (Mat. 25). Der «Herr» verweist und vertraut seinen «Knechten» Silber an. Die «getreuen Knechte» wuchern damit und werden dafür gelobt. Einer aber bringt nur zurück, was er empfangen hat und wird deshalb nicht nur getadelt, sondern verflucht: «Denn wer da hat, dem wird gegeben, und er wird die Fülle haben; aber wer nicht hat, dem wird auch genommen werden, was er hat. . . . Man wird ihn in Stücke hauen lassen. . . . da wird sein Heulen und Zähneklappern» (Mat. 24).

Diese erzkapitalistische Drohung widerspricht dem Gebrauchskommunismus in der Apostelgeschichte (5). Dort verkaufen die ersten Christen alles, was sie hatten, um es in eine gemeinsame Kasse zu legen. Als Ananias und seine Frau Saphira nur einen Teil ihres Verkaufs abliefern, werden sie von Petrus zu Tode gebetet. «Und es kam eine grosse Furcht über alle.»

Das «Reich Gottes» ist zuerst eine apokalyptische Fantasie vom unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang und vom «zweiten Kommen»: Jesus verspricht, er komme als Engelsfürst drei Tage nach seinem Tode, um das «Neue Jerusalem» wieder herzustellen — als ob wir am alten nicht schon mehr als genug gehabt hätten, wie Goethe dazu bemerkt. Paulus begegnet dann der Enttäuschung über das Ausbleiben der «Parousie» mit der dogmatischen Behauptung, das zweite Kommen (nach der Auferstehung) habe schon stattgefunden. Damit wird Paulus der Stifter des Christentums.

Nach der bekannten Feindesliebe in der sogenannten Bergpredigt (die nie stattgefunden hat) muss der Christ immer Feinde haben — wie soll er sonst seine Feindesliebe bestätigen?

Der nachpaulinische Jesus widerspricht der Feindesliebe auch sonst: «Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, als es brennte schon. . . . Meint ich, ich sei gekommen, Friede zu bringen auf Erden? Nein, sondern Zwietracht» (Lukas 12).

In ihrer Geschichte hat sich die Kirche als Spaltpilz durchaus bewährt.

Prof. Gustav Emil Müller

Papst lobt Opus Dei

Rom. (ap) Papst Johannes Paul II. hat eine Einrichtung der gelegentlich umstrittenen und einflussreichen konservativen katholischen Organisation Opus Dei besucht und das Wirken der Bewegung gewürdigt.

Erstmals besuchte der Papst das Elisabeth-Ausbildungszentrum und die Pfarrei Johannes der Täufer im römischen Arbeiterviertel Collatino, die von Opus Dei geleitet werden. Er wurde vom Leiter der Organisation, dem Priester Alvaro del Portillo, Mitarbeitern und Schülern der Institution und mehreren tausend Anwohnern begrüsst.

Bei einem Treffen mit den Leitern von Opus Dei äusserte er die Hoffnung, dass sie die Bewegung in alle Welt verbreiteten und erklärte, die Mitglieder der Organisation seien von Gott zu ihren religiösen Werken berufen. Der vor 55 Jahren in Spanien gegründeten Organisation gehören 73 000 Laien und Geistliche in 87 Ländern an.

In Vatikankreisen wurde der Besuch Johannes Pauls als Zeichen seiner Unterstützung für die Bewegung gewertet. Vatikanische Beobachter sehen eine Parallele zwischen Opus Dei und dem Jesuitenorden.

Während die Päpste vor mehr als vierhundert Jahren die Führung der Gegenreformation den Jesuiten übertragen hätten, wende sich der heutige konservative Papst an Opus Dei mit dem Ziel, die Gläubigen zur traditionellen Kirchenlehre zurückzuführen. Die Jesuiten hat Johannes Paul in einigen Punkten als zu liberal kritisiert.

Benn fordert Trennung von Kirche und Staat

Eine Trennung der engen Verbindungen zwischen Kirche und Staat in Grossbritannien hat der prominente Oppositionspolitiker Tony Benn gefordert. Der Labour-Abgeordnete erklärte bei einer Veranstaltung in London, die Bindungen zwischen der Kirche und der Regierung könnten zu einer «Korruption der Kirche» führen. Benn kritisierte unter anderem die einseitige Bevorzugung der Kirche bei Finanzzuweisungen durch das Parlament. Damit nahm Benn Stellung gegen das automatische Recht der Bischöfe auf einen Sitz im Oberhaus und den Einfluss der Regierung auf die Ernennung von Kirchenführern.

Stimme des Freidenkers 1983 Nr. 2